
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 187. Bromberg, den 19. August. 1934.

Das heidnische Dorf.

Roman von **Konrad Beste.**

(20. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Ein paar Tage darauf kam Paul denn auch wirklich, um den Kutscher anspannen zu lassen. Er hatte sich fein angezogen, trug einen hellbraunen, halblangen Frühjahrsüberzieher, ein flottes grünes Hütchen mit Dachsbart und sah in der Tat einem Gutsbesitzer oder einem kleinstädtischen Anwalt nicht unähnlich. Unter den Arm hatte er eine dicke Aktentasche geklemmt.

Ferdinand bereute es schon halb, sich an der Komödie dieser Abholung beteiligt zu haben.

„Pferde und Wagen kannst du kriegen . . .", sagte er, „aber Kutscher spiele ich nicht."

„Nun fahr doch mit, Mensch . . .", bettelte Paul. Um seinen weichen Mund lag ein so beredter Ausdruck hilflosen Flehens, daß Ferdinand wieder lachen mußte über diesen kindlichen Hochstapler.

„Wo hast du denn den Mantel und den Hut her?" fragte er.

„Gelehnt. Den Mantel und die Aktentasche vom Schulmeister und den Hut von Lampen Christel. Nun fahr doch bitte mit, setz deinen steifen Hut auf und zieh deinen langen Wettermantel an . . . Ich brauche doch nun mal einen Kutscher."

„Wozu brauchst du denn eigentlich eine Aktentasche, deine Rechtsanwaltspraxis ist doch flöten . . .?"

„Ach na ja — das macht sich doch besser, wenn ich eine Aktentasche habe . . . Ich habe eben in der Stadt noch manchmal mit den Behörden zu tun . . . Willst du nun mitfahren . . .?"

Und Ferdinand setzte wahrhaftig seinen steifen Hut auf, zog seinen langen hochschließenden Mantel an und fuhr mit Möllers Paul in die Stadt. Vor dem Bahnhof mußte er auf dem Bock sitzen bleiben und er tat es mit Würde und in streng aufgerichteter Haltung . . .

So sehr war er in seine Lakaienrolle hineingewachsen, daß er kaum zur Seite zu blicken wagte, als nach dem Einlaufen des Zuges der Rittergutsbesitzer und Rechtsanwalt Paul Möller mit einer Dame die Sperre durchschritt. Als das Paar dicht an den Wagen herangekommen war, fiel ihm plötzlich ein, daß ein wohlerzogener Kutscher die Herrschaft mit geöffnetem Schlag zu erwarten pflege, er sprang vom Bock, riß die Wagentür auf und zog den Hut.

Da sah er nun der Gattin des Kumpanen gerade ins Gesicht — ach, es war eine Freude sie zu sehen. Ein Paar klare, graublaue Augen richteten sich freundlich auf ihn und grüßten ihn, den herrschaftlichen Kutscher wie ein erstes Sinnbild gesicherten Besitzes und heiterer Würde, welche die gute Frau in ihrem neuen Vaterlande wiederzufinden hoffte. Erst freute sich Ferdinand über diesen warmen, vertrauenden Blick — dann aber erschrak er, als er bedachte, wie bald diese gläubig erstrahlenden Augen sich verdunkeln würden beim gnadenlosen Anblick der Wahrheit. Seine Hand zitterte, als er den Schlag hinter der schönen Frau schloß. Wie — was sagte sie da zu ihm, freundlich nickend und in klaren deutschen Lauten: „Ich danke schön . . ."?

Es war nicht nur Ferdinand, der sich verwunderte: der Gatte, mit dem die Frau auf dem Wege in den scharfen Lauten ihrer Sprache geredet hatte, fuhr zusammen und blickte sie fragend an, indessen sie, wie in ein schönes kleines Geheimnis entschwindend, verheißungsvoll lächelnd wieder verstummte. Auch der Rechtsanwalt schwieg nun mit bangen, unsteten Blicken. Er hatte seine Aktentasche auf den Schoß gelegt und suchte aufgeregt das Schloß zu schließen, das über der starken Wölbung des Inhalts immer wieder aufsprang.

Die Pferde zogen an, der Kutscher ließ sie vorerst im Schritt gehen, denn das Kopfsteinpflaster war holprig genug.

Nun aber sagte die Frau, mit einem Blick auf die schreckliche Tasche, wieder in deutschen Lauten:

O — so dicke Tasche . . .? Hast viele Prozesse . . .?"

Das Wort „Prozesse" kam scharf und bestimmt heraus, sie schnarrte das „r" . . . Der Mann war so entsetzt, daß er nicht antwortete.

„Viele Prozesse . . .?" fragte er wieder.

„Sprichst du denn Deutsch . . .?" fragte er anstatt zu antworten.

„Hab ich jetzt gelernt, Paul . . .", sagte sie fröhlich, „da ist jetzt deutscher Spez in Dorf gekommen, Ingenieur bei Zuckerfabrik, hab ich Unterricht genommen bei ihm, weil ich wollte nach Deutschland und dich überraschen und freuen, wenn ich komme . . ."

Der Kutscher auf dem Bock hörte nicht, daß irgend ein Laut der Freude aus dem Munde des Gatten gekommen wäre, er ließ die Pferde jetzt in Trab fallen und das laute Gerassel des Fuhrwerks verschlang jedes Gespräch.

Hernach, als der Wagen die Stadt verlassen und die weichere Landstraße erreicht hatte, als das Dachreitertürmchen von Kleindahle schon über die Fluren her winkte, fragte die Frau:

„Das unser Dorf . . .?"

Paul nickte, zum ersten Mal auf dieser Fahrt mit gutem Gewissen — und zum letzten Male. Denn nun kamen, zu beiden Seiten der Straße die sauber bestellten Roggen- und Haferfelder des Dorfes, gewaltige Breiten junger Saat hatte der Fleiß von ganz Kleindahle hier geschaffen.

Der Rittergutsbesitzer Paul Möller fuhr durch dieses gesegnete Wachstum mitten hindurch, und obgleich es kaum erst Frühling war, erntete er doch von diesen Feldern schon jetzt die furchtbare Frucht seiner Lüge. Mit weitem Arm wies die Frau gar freudig fragend auf die Felder, die sich so verschwenderisch dehnten:

„Das alles unser Land . . .?"

Paul saß da, ein armer Vogel Strauß und steckte stumm nickend den Kopf in den Sand seines immer neu gemurmelten „Ja, ja, jawohl . . ."

Denn sie fuhren weiter und immer wieder fragte die Frau:

„Das unser Land . . . das auch unser Land . . .?"

Durch zweitausend Morgen seines Landes nickte sich Paul hindurch . . .

Bisweilen drückte er verzweifelt an seiner Aktentasche herum, aber kurz vor Kleindahle hatte er das Unglück, daß sie seinen Händen entglitt, weil sie wirklich sehr schwer war. Sie öffnete sich, und das ganze Aktenmaterial polterte heraus, ein halbes Dutzend zerbrochener Dachziegel, die der Anwalt geschwind beim Neubau des Cordeshauses aufgelesen hatte . . . Das war recht unangenehm und es löste auch einen kleinen verwunderten Aufschrei bei seiner Gattin aus.

„Prozeßmaterial . . .", murmelte Paul. Zum Glück kamen nun schon die ersten Häuser des Ortes, und die scheußlichen Dorfköter fielen mit lautem Gekläff den Wagen an. In diesem Gebell versank das Aktenmaterial des Anwalts für ein paar gnädige Minuten . . .

Da lag linkerhand der großangelegte Neubau des Cordeshofes:

„Das unser neues Haus . . .?" fragte die Frau.

„Jawohl, jawohl . . . Aber bis es fertig ist, wohnen wir in einem etwas kleineren Hause . . ."

Es dauerte nicht mehr lange und sie kamen vor dem etwas kleineren Hause an. Das ganze Millionenviertel war auf dem Posten, als das prächtige Gespann einfuhr. Hinter den gefälligen Vorhängen, hinter den traulichen Geranienstöcken der Fenster, hinter den halbgeöffneten Haustüren hatten sich neugierige Gesichter gesammelt, um die Frau, den Wagen und den Kutscher Paul Möllers zu bestaunen. Ferdinand saß unbeweglich und ließ die Pferde im scharfen Trab durch die Straße laufen, dem rettenden Hause entgegen, das dieser Spießrutenfahrt ein Ende setzte . . .

Da standen schon Möllers Vater und Mutter vor der Pforte des Gärtchens, der Vater in Hemdsärmeln und die Mutter mit einer frischen Schürze geschmückt — ach, wie ein Rittergutsbesitzerpaar sahen sie just nicht aus . . . Aber der Alte war hochaufgerichtet und stolz war er noch, als er herankam, sich neigte, der Schwiegertochter den Kutschschlag zu öffnen . . .

Der Kutscher aber spürte, wie er sich schied von dem Mann, der feig und gedrückt nach der Frau aus dem Wagen kroch . . . Der Kutscher wendete um und fuhr fort, er nahm ein dunkles Gefühl mit, das ihn immer stärker erfüllte, bis es ihm endlich klar ward: es tat ihm weh, daß Linas Vater unter seinem eigenen ehrlich errichteten und stolz bewahrten Dache nun bald gedemütigt werden würde vor einer fremden Frau . . .

Der Kutscher schämte sich, dieser traurigen Empfangsfahrt seine Beihilfe geleistet zu haben — er wußte nun, daß er von der Seite des Sohnes auf die des Vaters hinübergewechselt war.

Was drinnen im Hause geschah und geschehen mußte, nachdem Pauls feige Verneblungspläne durch die unverhofft erworbenen Sprachkenntnisse seiner Frau zu einem schnellen, kläglichen Mißlingen verurteilt worden waren, das brach mit der Gewalt einer Naturkatastrophe herein . . .

Sie saßen am Tisch auf hölzerner Eckbank, und der Vater sah wohl die staunenden Blicke, mit denen die Schwiegertochter alles ringsum betrachtete, von den zerbeulten Emaillöffeln und den irdenen Näpfen bis zu den rissig verarbeiteten Händen der Mutter und den blechernen Knöpfen im Barchenthemde des Vaters . . . Sie aßen schweigend, und als das erste Wort gesprochen wurde, war es die auf Deutsch vorgebrachte Frage der Schwiegertochter, wann man denn wohl im Neubau des Gutshofes würde einziehen können.

Im Neubau des Gutshofes . . .? Der Vater sah erst ganz ratlos die Schwiegertochter an, darauf den Sohn. Und der Sohn erhob sich schweigend, er kroch in sich hinein, wie in das Mauseloch seiner Scham, er kroch aus der Tür . . . Seine Frau erhob sich, durchzuckt von einer bösen Ahnung, der Eiserne Möller erhob sich und wollte dem Sohne nachstürzen, die Mutter sprang auf und hielt ihn am Ärmel, die Tochter stand auf — vier Menschen standen jetzt zitternd im Zimmer . . .

Die Augen der Russin liefen verstört im Raume umher . . .

Der Eiserne Möller schämte sich dieses Raumes nicht, den er selber erbaut hatte, er schämte sich seines Sohnes. Er schlug die Augen nieder vor der Fremden, zum ersten Male in seinem Leben schlug er die Augen nieder vor einem Menschen.

Wieder begann die unglückliche junge Frau: Das neue Gutshaus — ja, nach dem großen Brande, der das Möllersche Rittergut heimgesucht hatte, war doch ein neues Haus im Entstehen . . . Marfa hatte es vom Wagen aus gesehen . . .

Der Eiserne Möller richtete sich jetzt auf:

„Bei uns hat es niemals gebrannt. Wir haben auch kein Rittergut, wir haben noch nicht einmal einen richtigen Bauernhof. Wer Ihnen etwas anderes erzählt hat, der hat gelogen."

Das waren schwere Worte — sie kamen langsam heraus, so klar, daß die Schwiegertochter ihren Sinn erfühlt haben würde, auch wenn sie kein Wort Deutsch erlernt gehabt hätte.

Der Eiserne Möller sah, wie das Entsetzen sie lähmte, wie ihre Arme herabsanken.

„Setzen Sie sich . . .", sagte er mitleidig, er schob ihr einen Stuhl hin. Die Mutter und die Tochter standen scheu im Winkel, sie wußten nicht, was sie mit der fremden Frau anfangen sollten, sie wußten nur, der Vater würde machen, was hier zu machen war.

Der Vater ging hinaus und suchte den Sohn. Er mußte eine kleine Jagd auf ihn veranstalten: aus der Küche huschte Paul hinaus, als er die schweren Stiefel des Vaters hörte, aus dem Waschhaus floh er vor den nachfolgenden Schritten, im Kuhstall turnte er über die Krippen hinweg, der Pferdestall barg keinen Schutz vor dem Vater — aber was nützte es ihm, daß er den Futterboden erklomm, daß er sich tief ins lockere Heu hineinwühlte: die Stimme des Vaters stand unten und rief ihn, wie einstmals die Stimme des Herrn im Paradiese den sündigen Sohn erreichte, als er vergebens Zuflucht gesucht im Gebüsch: „Adam, wo bist du?"

Diese gewaltige Stimme aus der Bibel der Kindheit klang in ihm auf, als er den Vater jetzt seinen Namen rufen hörte.

So kroch er heran. Drei Meter vor dem Vater blieb er stehen. Der Vater spukte kräftig aus und dann sagte er noch lange nichts — das war das Schlimme für Paul. Es dauerte ziemlich lange, daß der Vater da stand und der Sohn sich krümmte vor Furcht.

Endlich sagte der Vater:

„Du bist falsch vorgefahren. Du wolltest deine Frau auf ein Rittergut bringen, aber hier ist nur eine Abbauernstelle zu vergeben und sie wird dir nicht groß genug sein. Mein Haus ist auch nicht fein genug für so vornehme Leute, ich müßte mich schämen vor meiner Schwiegertochter. Geht hin, wo es richtiger ist für euch. Deine Schwester Frida hat viertausend Mark Abfindung von mir gekriegt, die sollst du auch haben."

Er schwieg, und der Sohn wagte nicht zu antworten.

„Du kannst das Geld in den nächsten Tagen schon kriegen."

Der Sohn nickte und sah zu Boden. Langsam wandte der Vater sich um und ging hinaus.

Sie regelten es schnell mit der Kasse, denn das schuldenfreie Besitztum vertrug diese Belastung. Nein, die Balken des Möllerschen Besitztums bogen sich nicht unter der neuen Last . . .

Aber des Vaters Schultern schienen fortan ein wenig gebeugt — zu tief hatten sie sich geneigt in der Stunde der Scham und des Kummers, und sie richteten sich auch nicht wieder auf zu ihrer alten Höhe, als der Sohn und die Schwiegertochter das Haus verlassen hatten, um die Rückkehr in das Land der ewig versunkenen Kutschwagen anzutreten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kraftprobe.

Von Andreas Poltzer.

Die hundertundein Kanonenschüsse von den Wällen der Stadt waren noch kaum verhallt, der vom Kaiser zu Ehren der Götter abgebrannte Weihrauch kaum verflogen; der kaiserliche Jade, die kostbare Seide, der geopferte weiße Bulle lagen noch in voller Frische auf dem Altar des Tempels, als die Krönungsfeierlichkeiten schon ihren bescheidenen Nachklang vor dem Richter fanden.

Angeklagt war Wu Tschang, ein rechtschaffener und nicht mehr junger Mann aus der Provinz. Er wurde der Nötigung, Freiheitsberaubung und weiterer Missetaten beschuldigt, die wie immer in ähnlichen Fällen einen Rattenkönig von Delikten ergaben.

Die Vorgeschichte dieser schweren Anschuldigungen war folgende: Wu Tschang, der eigens zu der Kaiserkrönung nach Hsinking gekommen war, hatte von der Teehändlerin Tschung Wong ein Fenster gemietet, von welchem aus er dem nicht alltäglichen Erlebnis eines Kaisereinzugs beiwohnen wollte. Er gedachte in aller Ruhe und Bequemlichkeit den prunkvollen Anblick zu genießen, den der junge Kaiser in seiner hellblauen, goldgezierten Uniform, die Mandarine in ihren kostbaren Gewändern, die mongolischen Bannerträger, die Musikkapellen, die Abordnungen aus fremden Ländern und all die übrigen Sehenswürdigkeiten einer Proklamation eines Kaiserreiches boten.

Für diese grandiose Schau dünkte dem wohlhabenden Wu Tschang, selbst die nicht unerhebliche Summe von zehn Haikuan Taels, die er der Teehändlerin für das Fenster im voraus entrichten mußte, als nicht zu hoch. Leider wurde im letzten Augenblick den beiden durch die Rechnung ein Strich gezogen. Da man für das Leben des jungen Kaisers fürchtete, bewegte sich der Krönungszug durch auf Befehl der Behörden menschenleere Straßen, und auch in den Fenstern der Häuser durfte sich keine Seele blicken lassen. Die Folge dieses strengen Erlasses war unter anderen die Anklage gegen Wu Tschang.

Denn als dieser sich überzeugen mußte, daß er für sein gutes Geld bloß den fernen Klang der begeisterten „Wandschui!" — Schreie der kaiserlichen Eskorte als Gegenleistung erhielt, geriet er in helle Wut. Er stürzte sich auf die Teehändlerin und entriß ihr mit grober Gewalt die ihr gezahlten zehn Taels. Nicht genug, schloß er beim Verlassen der Wohnung die arme nach Hilfe schreiende Frau ein. So zumindest schilderte den Vorgang die Klägerin.

Pu Fei, der weise Richter, wandte sich an den Angeklagten:

„Wu Tschang, stimmt die Aussage dieser Frau?"

„In keinem Punkte, o weiser Pu Fei!" rief weinerlich der Mann. „Ich habe sie weder angegriffen noch ihr irgendwie Gewalt angetan. Ich bin ein friedliebender Mann, jeder kann es bezeugen. Die Teehändlerin Tschung Wong hat mir die zehn Taels, als ich sie mit gutem Rechte zurückforderte, vor die Füße geworfen . . ."

Er kam nicht weiter. Die Klägerin war aufgesprungen, und gleich einem Zentnergewicht schleuderte sie die Worte Wu Tschang ins Gesicht:

„Schäme dich! Jetzt belügst du gar den hohen Richter!" Und sie wiederholte die Anklage. Wort für Wort und mit einer Bestimmtheit, die ihre Wirkung auf den Richter nicht verfehlte.

Wu Tschang verfocht seine Sache weniger gut. Er geriet in Verwirrung und vermochte nur stammelnd seine Unschuld zu beteuern.

Der Richter blickte auf den schmächtigen Mann, dann auf die robuste Klägerin, und er entschied:

„Wu Tschang, gib der Frau die zehn Taels zurück!"

Wu Tschang griff mit einem hörbaren Seufzer nach seinem Geldsack und reichte der triumphierenden Gegnerin die Summe.

„Warte draußen im Vorraum", sprach zu dieser der Richter. Als die Frau gegangen war, wandte er sich erneut an Wu Tschang:

„Behauptest du auch jetzt noch, daß die Klägerin dir das Geld freiwillig zurückgab?"

Wu Tschang beteuerte es. Auf dem Gesicht des Richters Pu Fei erschien ein kaum wahrzunehmendes Lächeln, als er jetzt befahl:

„Gut, also gehe, Wu Tschang, und nimm der Frau das Geld wieder weg . ."

Wu Tschang blickte auf den Richter, dann schritt er zögernden Schrittes auf den Ausgang zu.

Gleich danach ertönten aus dem Vorraum laute Rufe. Dann wurde die Tür aufgerissen und hereinstürzte der Angeklagte. Armer Wu Tschang, wie sah er nur aus! Auf dem Gesicht mehrere Schrammen, das Halstuch verrutscht, und an seinem Mantel fehlten zwei Knöpfe. Hinter ihm aber schritt, gleich einer Göttin der Rache — Tschung Wong, die Teehändlerin.

„Er wollte mir das Geld wegnehmen!" fauchte sie. „Na, er ist auf die Richtige geraten, dieser Waschlappen!" Sie verstummte jäh.

Doch da hatte sich der weise Pu Fei schon erhoben und laut verkündete er:

„Das Gericht ist zur Überzeugung gelangt, daß der Angeklagte unschuldig ist. Es hat sich klar erwiesen, daß er gar nicht in der Lage war, der Klägerin das Geld gewaltsam wegzunehmen. Tschung Wong, gib sofort Wu Tschang die zehn Taels zurück. Und preise dich glücklich, daß es nicht zum Eide kam. Es würde für dich sonst übel aussehen! — Und jetzt könnt ihr euch beide entfernen."

Geknickt und vernichtet schlich die Teehändlerin aus dem Raum. Ihr folgte lächelnd und mit erhobenem Haupt der schmächtige Wu Tschang.

Die Wurzel-Resektion.

Ein wirklich wahrer Tatsachenbericht von Heinz Weis.

Ein Assistent rief nach mir. Ich betrat den Operationssaal. Der Oberarzt wusch sich gerade die Hände. Er war ein sehniger, schwarzer Teufel. Ich hatte ihn Tage zuvor kennengelernt, und diese Minute, die ich gestern Aug in Auge ihm gegenüberstand, ließ mich heute jede Furcht vergessen. Mir war gar nicht zu Mute, als sollte mir in nächster Stunde das Zahnfleisch vom Kiefer gehoben, zwei Zahnwurzeln abgeschnitten und vor allem ein Eiterherd, eine Zyste, beseitigt werden, die wahrscheinlich vom Dreier- und Viererzahn bis in die Oberkieferhöhle sich erstreckte . . .

Auf einem fahrbaren Tischchen lag eine gruselige Auswahl blanker Instrumente, ein hölzerner Hammer dabei. Kein Zweifel, das war die Kollektion für mich. Ich wurde auf den Operationsstuhl gebeten, eine Schwester wusch mir das Gesicht mit Alkohol und hüllte meine Haare und meinen Kopf in ein blütenweißes Leinentuch, in dem sich für mein Gesicht eigens ein Loch befand. Die Studentinnen, die im Operationssaal anwesend waren, lächelten über mich, — ich mußte das Aussehen einer Nonne haben. Der Raum funkelte vor Sauberkeit, vor meinen Augen flammte eine elektrische Sonne auf.

Der Anblick des Oberarztes ließ die Zweifel, die beim Anblick der Instrumente erneut in mir aufgestiegen waren, wieder verstummen. Ich war weit neugieriger als bang und erklärte nur noch: „Schmerzen ertrage ich gerne, wenn sie mir zuvor angekündigt werden."

„Erwarten Sie keine Schmerzen!" erwiderte der Schwarze lächelnden Mundes. „Sollte wider Erwarten Schmerz eintreten, so bitte ich um Mitteilung. Es ist wichtig für mich."

Er stach mit der Spritze ein. Die Art, wie er sie handhabte, wie er unter dem Zahnfleisch ein wenig mit der Nadelspitze weiterfuhr und behutsam das Narkotikum verteilte, verriet den Meister. Ich war nun völlig sorglos.

Es folgte ein langes, ausgiebiges Händewaschen des Oberarztes und seines Assistenten. Die anderen weißbeschürzten Damen und Herren unterhielten sich leise.

„Los!" rief der Schwarze plötzlich mit heftiger Entschlossenheit, als gälte es eine Hinrichtung, und stürzte sich auf mich. Die Schnelligkeit und Kraft seiner Bewegungen verliehen ihm jene geschmeidige Überlegenheit, in der ich willig und wohlig versank. Die Oberlippe wurde mir hochgezogen; schmale, kraftvolle Finger tasteten über Zahnfleisch und Kiefer; es folgte ein rasches Scharren, fast ein Schaben; ich fühlte das Blut in den Mund rinnen — er hatte mit dem Skalpell einen Schnitt in das Zahnfleisch geführt. Ich bestätigte mir die völlige Abwesenheit des Schmerzes.

„Skalpelle müssen wieder geschliffen werden", knurrte der Schwarze. Sechs Augenpaare neigten sich mir zu. Das abgetrennte Zahnfleisch wurde hochgeklappt, damit es bei der

Operation nicht hinderlich sei, Zellstoff oder Gaze kamen darunter.

Als der Kieferknochen frei lag, hielt der Oberarzt inne. Er besah das Operationsfeld. Zuweilen tupfte er mit einem Fetzen Gaze das Blut auf, das über den Kiefer rann und das klare Bild verwischte. Dann neigte er sich zur Bohrmaschine, holte aus einer Schale einen sägeartigen Bohrer, steckte ihn in die Mündung, ließ beides wieder sinken und setzte stattdessen ein feines Instrument an den Kiefer. Es war ein Meißel. Mit dem Holzhammer führte der Arzt ein paar rasche, schmerzlose Schläge, die dumpf und erschütternd im ganzen Schädel widerhallten. Ich widerstrebte und kniff die Augen, der Schwarze lächelte. „Nanu", fragte er, „es tut doch nicht etwa weh?"

Er setzte den sägeartigen Bohrer an. „Los!" — Der Bohrer surrte mit halber Kraft, erlahmte, der Arzt setzte ab, besah sich das Werkzeug und warf einen wütenden Blick auf die Schwester, die hinter ihm stand. „Wie soll ich da fertig werden?" rief er ungeduldig aus und versuchte es nochmals, aber der Bohrer versagte wieder. Ein Student brachte jetzt eine Bohrmaschine mit Fußantrieb herbei, der Oberarzt gewann seine Laune wieder. Die erste Wurzelspitze fiel.

Nun begann der Schwarze die Suche nach der Zyste. Er betrachtete lange und genau das Röntgenbild vom Kiefer, griff wieder nach dem zierlichen Meißel, der in Verbindung mit dem Holzhammer die schmerzlosen, aber starken Erschütterungen des Kopfes hervorruft, und schälte den Kieferknochen vom Viererzahn zum Dreierzahn hin auf. Als er mein Mißbehagen erkannte, mein verkrampftes Stemmen des Kopfes gegen den Schlag, legte er den Meißel weg: „Der Erfolg steht in keinem Verhältnis zu den Schmerzen, die ich damit bereite." Er ergriff wieder den Bohrer und setzte mit ihm sein Werk fort. Sein Antlitz erhielt bei diesem Suchen allmählich ein müdes Aussehen, er hatte den Eiterherd noch immer nicht gefunden.

Als ich bei einem spitzen Schmerz zusammenzuckte, schoß der Arzt mit der Spritze etwas an die schmerzende Stelle. Davon indessen erlosch keineswegs der Schmerz; er nahm beim Bohren zu, aber er hielt sich in erträglichen Grenzen. Das Antlitz des Schwarzen hellte sich bei dieser Entdeckung auf. „Da haben wir's", rief er strahlend. „Leider schmerzt es nun ein wenig." Und zu den Studenten gewendet: „Wir haben keine Mittel, um einen Eiterherd völlig unempfindlich zu machen."

Nun ließ er sich ganz von meiner Schmerzempfindung leiten, ja, er ging mit dem Bohrer geradewegs auf den Schmerz zu. Er tat es indessen behutsam und hielt oft ein. Jetzt mußte er schon Teile der Zyste freigelegt haben. Er tauschte den Bohrer gegen ein spitzes, tastendes Instrument und dieses wiederum gegen eine Art schabenden Stichel ein. „Ich könnte mir die Sache wesentlich erleichtern", erklärte er seinen Zuschauern, „wenn ich diesen Knochen wegmeißelte. Aber ich verzichte auf dieses barbarische Mittel . . . Hier hilft nur manuelle Geschicklichkeit. Sehen Sie hier den Zystenbalg? — Wie spröde er ist! Wie er zerbricht! Und wie er sich mir entzieht, sobald ich ihn fassen will! Und wie verwickelt die Sache liegt! Es ist keine alltägliche, es ist eine Mißgeburt von Zyste."

Es schmerzte heftiger. „Hier", und damit berührte er eine empfindsame Stelle, „steht sie in Verbindung mit der Oberkieferhöhle. Aber sie reicht doch wohl nicht hinein."

Nun hatte er die ganze Ausdehnung abgegrenzt. „Die Ausräumung, wenn sie gewissenhaft geschehen soll, erfordert sehr viel Sorgfalt." Es war eine Binsenweisheit, aber ihre Demonstration war schwierig. Mit verschiedenen scharfen Geräten holte, zupfte, kratzte und schabte der Schwarze die Höhlungen sauber. Der Schmerz lie., nach. „Es ist nichts mehr da, was schmerzen könnte", sprach endlich und erleichtert der Oberarzt und lächelte. Ich bestätigte es.

Der Rest war eine vergnügliche Geschichte. Auch die vier oder fünf Stiche, mit denen das Zahnfleisch wieder heruntergenäht wurde, beschwerten mich nicht. Eine Studentin wusch mir allerliebst das Gesicht. Schon dieses Gewaschenwerdens wegen lohnte sich der ganze Eingriff. Eine Schwester enthüllte meinen Kopf. Der Oberarzt stürzte ans Wasserbecken.

Ich erhob mich, wartete die Waschung ab und schüttelte dem Schwarzen herzlich die Hand. „Ich bin voller Bewunderung für Ihre Geschicklichkeit", sagte ich. Mein Dank bewegte ihn. Seine kohlschwarzen Augen und seine weißen Zahnreihen l.chteten aus dem gebräunten Gesicht.

Er verließ mit mir den Raum und verabschiedete sich, nachdem er mir einige Anweisungen gegeben hatte, auf dem Flur. Mit einem Händedruck entließ er mich aus seiner Überlegenheit.



Das Eigentum des Steueramts gepfändet!

Eine erheiternde Episode spielte sich in Prag ab, wo zwei Gerichtsvollzieher bei einem Tapeziermeister Steuerschulden eintreiben sollten. Da der gute Mann nicht zahlen konnte, hielt das Auge des Gesetzes nach irgend einem pfändbaren Gegenstand Umschau. Man fand dafür besonders geeignet ein schönes rotes Plüschsofa, das wirklich fabelhaft neu aussah. Umsonst protestierte der wackere Meister, umsonst betonte er, daß dies Sofa nicht sein eigen sei, sondern einem Kunden gehöre und von ihm aufgearbeitet worden sei — schon klebte die Pfändungsmarke auf dem guten Stück, und im Bewußtsein erfüllter Pflicht zogen die Beamten des Steueramtes davon. Wer beschreibt aber ihren Schrecken, als sich herausstellte, daß das schöne Sofa tatsächlich einem Kunden des Tapezierers gehörte und daß dieser Kunde — das Steueramt war! Nun ist das Prager Steueramt in den schwierigen Fall gekommen, sich selbst einklagen zu müssen, damit es sein rotes, schönes, aufgearbeitetes Sofa wiederbekommt.

Auch Frankreich will den Himalaja erobern.

Nachdem die deutsche Himalaja-Expedition durch den Tod ihres Führers Merkl und seiner beiden Begleiter von einem tragischen Schicksal ereilt wurde und die Bezwingung des höchsten Gebirges der Welt aufgegeben hat, trifft eine französische Expedition Anstalten zur Besteigung des gefährlichen Gebirges. Unter den 80 Expeditionen, die bisher versucht haben den Mount Everest zu bezwingen, ist merkwürdigerweise niemals eine französische gewesen. Nun will der französische Alpenclub diese Scharte auswetzen und der Wissenschaft beweisen, daß auch er sich mit Energie und Tatkraft für das hohe Ziel einsetzt. Es ist beschlossen worden, im Frühjahr des Jahres 1935 eine Expedition auszurüsten, die den Himalaja ersteigen soll. Unter der Führung des Präsidenten des französischen Alpenclubs, Herrn Escarra, werden sich eine Anzahl begeisterter junger Alpinisten, alle von 25 bis 35 Jahre alt, zusammenschließen, um gemeinsam den „Berg des Schicksals" zu bezwingen. Für die Expedition ist eine Zeitdauer von einem halben Jahre vorgesehen. Unter anderem werden ein Arzt, mehrere Filmoperateure und einer der bekanntesten französischen Wissenschaftler, der Museumsdirektor Georges-Henri Rivière, sich anschließen. In Etappen wollen die Teilnehmer der Expedition versuchen, allmählich bis zum Gipfel des Gebirges vorzudringen, sofern die Wetterverhältnisse einigermaßen das Unternehmen begünstigen. Zum erstenmal bei einer derartigen Expedition werden die Teilnehmer mit Sauerstoffapparaten ausgerüstet werden, man hofft, daß sie so in den höchsten Regionen des Gebirges der gefürchteten Bergkrankheit am besten widerstehen werden.

Ein „Toter" wird festgenommen.

In Aussig hat man einen „Toten" — trotz lebhaften Protestes — festgenommen und eingesperrt. Dieser Mann lag scheinbar leblos auf der Straße, aber als man die „Leiche" fortschaffen wollte, stellte sich heraus, daß sie kitzlig war und plötzlich lebendig wurde. Schließlich ergab sich, daß der Tote und wieder lebendig Gewordene einen Einbruch verübt hatte. Leider war er dabei gestört worden und sah in der Eile keinen anderen Ausweg, als sich tot zu stellen. Nun hat sich seine Hoffnung, während des Transportes seiner Leiche entwischen zu können, leider nicht erfüllt. Man hat den „Toten" sehr unsanft beim Kragen genommen und ihn energisch zur Wache gebracht.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.